
Ein heißes (Schlacht)„Feld“: Tagelöhner-Unruhen in Kamagasaki

Wolfgang Herbert (Tokushima University)

„*Savoir pour prévoir*“, „Wissen, um vorzusehen“, heißt es bei Auguste Comte, dem positivistischen Philosophen, der der Soziologie ihre Disziplinbezeichnung verliehen hatte. Und doch sollte der Soziologe vom Prognosenmachen eher seine Finger lassen: das geht leichter daneben als der Wetterbericht. Eine gravierende Überalterung, Abwanderung in die Herkunftsorte oder Absturz in die urbane Obdachlosigkeit, zunehmende Arbeitsvermittlung an von außen kommende junge Arbeitsmarktdrifter, denen Solidarität mit den Tagelöhnerviertelbewohnern abgeht und andere Faktoren mehr machten eine gewalttätige Streikaktion (*bōdō*) in Zukunft unwahrscheinlich, vermutete ich, nachdem Anfang Oktober 1992 ein viertägiger Aufruhr in Kamagasaki, dem größten Tagelöhnerviertel Japans, zu Ende gegangen war. Und tatsächlich: 16 Jahre lang war Ruhe.

Sind schon Demonstrationen in Japan eine Seltenheit, so erst recht brachiale Auseinandersetzungen und violente Ausbrüche. Nun lese ich in der Zeitung: „300 Leute: Krawall in Nishinari. Protest gegen ‚gewalttätige Polizisten‘ vor der Polizeistation“ (*Asahi shinbun* vom 14. Juni 2008, S. 1). Unter den vermischten Nachrichten auf S. 35 derselben Ausgabe dann die Schlagzeile: „Steine, Flaschen fliegen. Zusammenstöße: 7 Verletzte“. Ein größeres Farbfoto zeigt Arbeiter, die versuchen die Phalanx der Bereitschaftspolizei aufzureißen. Auch in den nächsten Tagen immer wieder Kurzmeldungen zu den Krawallen, garniert mit den Zahlen der Verletzten und Verhafteten. Hätte es nicht zeitgleich ein mächtiges Erdbeben in der Präfektur Miyagi, das die Berichterstattung dominierte, gegeben, wäre der Aufstand in Kama, wie die Arbeiter ihr Viertel nennen, wohl größer in die Blätter geraten.

Nishinari ist übrigens der Name des Bezirks, in dem Kama liegt. Daneben gibt es noch eine von der Stadtverwaltung ersonnene und von den Tagelöhnern abgelehnte Bezeichnung: *Airin* (geschrieben mit den Schriftzeichen für „Liebe“ und „Nachbarschaft“) – und da heißt es, JapanerInnen hätten keinen Sinn für Ironie! Hier wohnt schließlich das Proletariat: und da macht diese Benennung noch Sinn: Leute, die nichts zu verkaufen haben als ihre Arbeitskraft. Aber auch – so der Neologismus – das Prekariat findet hier Unterschlupf und gelegentlich Arbeit. Strukturelle Gewalt herrscht hier viel eher als liebevolle Nachbarschaft!

In den 1960er Jahren gab es jährlich gewalttätige Aufstände (*bōdō*), Rebellionen gegen Ausbeutung, Lohnvorenthaltung, brutale Arbeitsbedingungen, Gängelerei durch Administration, Yakuza und Polizei – kurzum gegen die den Tagelöhnern aufgezwungenen Lebensbedingungen. Einführung von sehr basalen Wohlfahrtsmaßnahmen führten in den 1970er Jahren zu Beruhigung, die gute Wirtschaft, zumal die Finanzblase Ende der 1980er Jahre, führte zu einer günstigen Arbeitsmarktsituation: die Tagelöhner waren mit Schuftten beschäftigt. Ein Bestechungsskandal (Yakuza bezahlt Polizei, diese lässt Razziatermine durchsickern) und das Platzen der ökonomischen Blase ließ im Oktober 1990 auch die Krägen der Tagelöhner platzen: Eine knappe Woche wird randaliert: am Höhepunkt stehen sich 1.600 Arbeiter und 2.500 Bereitschaftspolizisten gegenüber; insgesamt gibt es nach offiziellen Angaben 55 Verhaftungen und 189 Verletzte (darunter 149 Polizeibeamte).

Am 1. Oktober 1992 brach wieder ein Protest los, als die Ausbezahlung eines Notstandsgeldes für joblos gebliebene Arbeiter eingestellt wurde, angeblich weil der entsprechende Fond erschöpft war. Vier Tage lang konfrontierten sich allabendlich (untertags sind viele auf der Baustelle) 700–800 Arbeiter und 2.500 mit Schild und Schlagstock bewehrte Männer der mobilen Einsatztruppe. Flaschen, Steine, brennender Müll, gar Fahrräder werden von den Tagelöhnern auf die Polizei geschleudert, Schimpfkanonaden untermalen die Frustrationsabbauaktion. Und nun dasselbe Schauspiel wieder! Ich entschieße mich zu einem Augenschein – die *bōdō* 1990 und 1992 hatte ich seinerzeit täglich als Augenzeuge verfolgt: mit der Dynamik eines Aufruhrs war ich durchaus vertraut.

Am Sonntag, den 15. Juni mache ich mich auf den Weg. Für das „Feld“ habe ich mich entsprechend adjustiert: Beige Uniqlo-Hose, ein Polo-Shirt

und eine ärmellose, dünne Jacke mit vielen Taschen, in die ich Portemonnaie, Notizblock, Kamera etc. stopfen kann, sodass meine Hände frei bleiben. Ich trage einen Ohrring, angegrauten Stoppelbart und auf dem Kopf ein zurückgebundenes *tenu-gui* („Schweiß Tuch“) wie ein Bandanna. Und: die Ränder meiner Tätowierungen lugen auf Brust und Oberarmen heraus: die sind meine Visitenkarte. Damit bin ich ohne weitere Einführung Teil der Szene: wiewohl Tattoos im Westen längst in den Mainstream eingegangen sind, sind sie in Japan immer noch Ausweis des Outsiders. Übertreiben soll man es aber bei der „Verkleidung“ nicht. Die Tagelöhner wollen sich nicht karikiert sehen von jemandem, der nicht zu ihrem Milieu gehört. Eine Solidarität bekundende Anpassung an ihre Garderobe ist für eine schnelle Akzeptanz ratsam, als Kuli overdressed zu sein hingegen kontraproduktiv.

Noch ein paar Tipps zur Feldarbeit bei Randgruppen: für ein reibungsloses Entrée möge man/frau sich mit einer in der zu befor-schenden Subkultur etablierten Person anfreunden. Sie fungiert dann als Garant für die eigene Integrität, als Experte ihrer Lebenswelt eröffnet sie erste Einblicke, macht mit dem subkulturellen Wertesystem vertraut, stellt Kontakte im Milieu her und als Cicerone präsentiert sie die topographischen Eigenheiten (Lokale, Treffs, Revier). Es ist jedoch ratsam, sich nicht zu lange und zu ausschließlich von ihr abhängig zu machen: es besteht nämlich zum einen die Neigung, ihre Sichtweise zu übernehmen und die ist naturgemäß auch eine subjektiv-beschränkte. Zum anderen wird man (bitte das „frau“ hinfort dazuzulesen) von den anderen Mitgliedern der Randgruppe über die Position der Vertrauensperson in dieser definiert. Das kann Türen öffnen, aber auch solche verschließen, die dem Kontaktgeber selbst versperrt sind. Um einen multiperspektivischen Überblick zu erhalten, sollte man also eine Vielzahl von Kontakten pflegen und das Vertrauen verschiedener Informanten gewinnen. Ab einer gewissen Erfahrung, möge man sich alleine auf Erkundungsgänge begeben, dabei lernt man meist neue Leute und frische Blickwinkel kennen. Sich den Jargon des Milieus anzueignen ist dazu angetan, sich flink Sympathien zu erwerben und signalisiert ein ehrliches Interesse am Lebens- und Denkstil der Subkulturangehörigen – und das sollte auch vorhanden sein!

Ich plädiere dafür, die Motive für die Kontaktaufnahme und Teilnahme an subkulturellen

Aktivitäten offenzulegen: man soll sagen, dass es Recherchezwecken dient. Das erspart Kalamitäten. Sollte man Anderweitiges vorgeschützt haben und dies auffliegt, da würde man sofort für einen suspekten Spion gehalten, und das Milieu bliebe fortan unzugänglich. Außerdem kann man klare (ethische) Positionen beziehen und muss nicht die eigenen Werte verraten, z. B. bei allzu devianten Aktionen mitmachen (was einem zuweilen quasi als „Mutprobe“ und Initiationsritual angetragen werden mag). Die Deklaration der Forschungsabsicht kann einige potentielle Informanten abschrecken, die sich nicht in die Karten sehen lassen wollen, ermuntert andere aber geradezu in quasi aufklärerischer Mission dazu, ihre Ansichten und ihren Lebensstil ausführlich zu schildern. Es versteht sich von selbst, dass man nie eine „objektive“ Gesamtschau erhält, dies ist stets mitzureflekieren. Das in Interviews, Gesprächen, Observationen und Interaktionen gewonnene „Material“ soll allweil an verfügbaren harten Daten und bestehender Literatur abgespiegelt und entsprechend eingeordnet werden. Feld ohne Schreibtisch bleibt schnappschusshafte Reportage, Schreibtisch ohne Feld kann zu fleischlosen Gespinsten führen.

Es gilt auch zu bedenken, ob man der Typ für die ins Visier genommene Clique ist. Bei devianten Gruppen braucht es durchaus ein wenig Courage, Abenteuerlust, Freude an Kick und Kitzel, (intellektuellen) Freibeuter- und Ketzergeist und eine gute physische Kondition und Konstitution. Bei den Tagelöhnern gehört Trinkfestigkeit unbedingt ins Qualifikationsprofil. Ein *going native* und völliges Untertauchen in der Subkultur ist als Ausländer in Japan kaum möglich und auch nicht erwünscht. Eine gewisse Affinität zu den Beforschten zu empfinden, ist einem guten Rapport zuträglich, das Gegenüber soll sich respektiert und ungeachtet seiner sonsti-

gen Marginalisierung akzeptiert fühlen. Bei aller Wohlgelegenheit dennoch die Distanz wahren, bei aller Sympathie, sich selbst treu bleiben, ohne Überanpassung und Anbiederung, Aufnahme zu finden und verständnisvollen Umgang zu pflegen – dies sind grob anschrafft, die Spannungspole bei der teilnehmenden Beobachtung, die auszutarieren nur durch Erfahrung gelernt werden kann. Also auf ins (Schlacht)Feld!

Gegen 17 Uhr treffe ich am Ort des Geschehens ein. Ich weiß, dass es immer erst abends so richtig losgeht. Wie ich die Treppen des Bahnhofs Shinimamiya herabsteige, sehe ich zwei lange Menschenschlangen vor dem Arbeitsamt: die eine in Bewegung, die andere in Warteposition: fast ausnahmslos ältere, abgetakelte Männer, alle mit harschen Verschleißspuren des Lebens im furchigen Antlitz, manche in der Hocke, manche sitzen auf der Straße, die meisten stehen resigniert da, ihr Bündel geschultert, harren sie auf das Signal, das die Öffnung einer von einer Wohlfahrtsgruppe betriebenen Einrichtung, die Dach für eine Nacht bietet, einläutet.

Die mobile Schlange wird von der *kidōtai*, der Bereitschaftspolizei, gebildet. Sie rückt eben gerade aus. Kein guter Vorbote: sie wird strategisch Straßen abriegeln und auch Zielscheibe der Wut der Arbeiter werden: ihre massive Präsenz führt regelmäßig zu Unmut, Ressentiment, Beschimpfungen seitens der Tagelöhner, manchmal kommt es zu handgreiflichen Übergriffen, Flaschenwürfen etc. Die Dynamik ist offenkundig: die Großmobilmachung der Ordnungskräfte führt viel mehr zu Eskalation, denn zu Deeskalation. Sie provoziert und stachelt Gewalt an: und die ist auf beiden Seiten zuhause.

Ich gehe die „Ginza“, wie die Tagelöhner die Hauptstraße ihres Viertels scherzhaft in Anspielung

auf die teuerste Meile Japans nennen, hinab bis vor die Polizeistation. Die „Festung“ (*yōsai*) wie die Arbeiter sie zu Recht bezeichnen: sie wurde in den späten 1990er Jahren auf die wohl dreifache Größe der alten Station – seinerzeit schon „Mammut“ geheißen – erweitert und neugebaut. Eben ist Herr Inagaki Hiroshi mit seinem Minibus aufgefahren. Er ist Chef der Gewerkschaft „Kamagasaki chiiki gōdō rōdōkumiai“ (kurz: „Kamagōrō“) und eines Vereines, der seit Dekaden täglich eine Freilichtsuppenküche betreibt und gratis Essen an Bedürftige ausgibt. Seine Gehilfen verteilen ein auf B4 kopiertes Manifest, in dem in dicken Balken der Polizeistationschef aufgefordert wird, sich zu entschuldigen, und die Hintergründe der gewalttätigen Protestaktion aus Gewerkschaftssicht geschildert werden. Über ein Megaphon ruft Inagaki die Arbeiter auf, mit ihm gegen die Übergriffe der Polizei zu demonstrieren.

Sein Aufruf und seine Ansprache decken sich inhaltlich mit dem Flugblatt. Er schildert den Anlass zur Revolte: ein Arbeiter hatte sich vor drei Tagen (am 12. Juni) in einem Lokal *konomiyaki* (eine Art Pfannkuchen, der je nach Vorliebe = *konomi* mit Fleisch, Meeresfrüchten, verschiedenem Gemüse etc. gebraten = *yaku* wird) zum Mitnehmen bestellt, Geld deponiert und als er zum ausgemachten Zeitpunkt kam, sie abzuholen, waren sie noch nicht fertig. Es kam zu einem Wortwechsel, der Arbeiter fühlte sich in entwürdigender und verächtlicher Weise verunglimpft, der Geschäftsinhaber rief „Geschäftsstörung“ und die Polizei. Von dieser wird der geprellte Kunde abgeführt.

Bei der Vernehmung soll es dann zu groben Tätlichkeiten gekommen sein: vier Beamte sollen den Verhafteten abwechselnd geschlagen, getreten, stranguliert und schließlich an den Füßen gefesselt kopfüber baumeln gelassen haben. Er wurde

gezwungen, ein „Geständnis“ abzufassen und zu unterschreiben mit der Erklärung, sich nicht mehr in den Umkreis des *konomiyaki*-Lokals zu begeben. Gewissermaßen eine Alltäglichkeit, nur dass das Maß an Gewalt das übliche eklatant überschritt und sich der Malträtierte nach Freilassung sofort bei der Gewerkschaft beklagt hatte. Die reagierte prompt. Mit Inagaki Hiroshi hatte sie ein eloquentes Sprachrohr, das seiner Wut ungebremst Lauf ließ: am Tag darauf und an den folgenden polterte er lautstark vor dem einschüchternd hohen Gebäude der Polizei, die er „Feinde der Arbeiter“ hieß. Die Polizei dementierte rundweg jeglichen Vorwurf illegitimer Gewaltausübung.

Eines gewissen Eindruckes der gezielten Aufwiegelung konnte ich mich nicht erwehren: kaum war Herr Inagaki vor Ort und hatte seine zorngefüllten Tiraden begonnen, versammelten sich die Tagelöhner, im Nu flogen Flaschen in Richtung Polizeistation, an deren Stahltor gerüttelt wurde, anfeuernde Rufe und Anwürfe erfüllten die explosive Luft: „Steuerdiebe!“, „Der Stationschef soll rauskommen und sich entschuldigen!“, „Feiglinge, immer geht ihr nur auf die Schwachen los!“, „Idioten!“, „Folterknechte!“, „Schinder Unschuldiger!“ u. ä.

Aber jeder Arbeiterrevolte liegen tiefere Ursachen zugrunde: Der vorliegende Fall von exzessiver Gewalt beim Verhör war nur der Anlass, lange aufgestaute Frustration und Erbitterung auszuzagieren: in jüngster Zeit waren die Arbeitsangebote drastisch zurückgegangen: es war überdies Regenzeit, die jährlich wiederkehrende Periode der *abure jigoku*, der „Arbeitslosigkeitshölle“. Aber die Arbeitsknappheit war nicht nur saisonal wetterbedingt. Etliche große öffentliche Bauvorhaben sind gestrichen oder eingefroren worden. Seit Anfang des Jahres ist in Ōsaka ein neuer Präfekt am Ruder: Hashimoto Tōru, eine 38jährige Rechtsanwältin, nebenbei schnellzüngige TV-Persönlichkeit, Vater von sieben Kindern und populärer Krieger gegen Korruption und Geldverschwendung. Er implementierte ein rigoroses Sparprogramm, um das Defizit der Stadtpräfektur Ōsaka zu dezimieren. Bauprojekte wurden kurzerhand abgeblasen.

Nun ist das Baugewerbe Japans, in dem bald ein Zehntel der Arbeiterschaft beschäftigt ist, nicht nur überdimensional hypertrophiert, sondern auch streng hierarchisch organisiert: die Großfirmen delegieren Aufträge an kleinere Unternehmen, zuweilen bis in dritte, vierte Ordnung: am untersten Ende der Leiter befinden sich die Tagelöhner, die auch als erste

abgekappt werden. Gibt es Ebbe im Baugewerbe, sind die Tagelöhner die ersten, die stranden. Konjunkturreinbrüche schlagen bei ihnen in voller Härte zu. Jüngst sind steigende Lebensmittelpreise und vor allem Öl- und Benzinpreise keine guten Omen, eine allgemeine Unsicherheit in Bezug auf ihre Lebenssituation beschleicht die Arbeiter: und diese diffuse Gefährdung und Verschlechterung ihrer ohnedies risikoträchtigen Lebenswelt führen dann zu Krawallen und Randalen.

Das Tagelöhnerquartier ist von einem gewaltigen Umbruch heimgesucht: waren zu Zeiten der überhitzten Hochkonjunktur Mitte der 1980er Jahre weit mehr als 20.000 Arbeiter mit einem *techō*, einem Handbüchlein, das eine minimale soziale Absicherung garantierte, bewehrt, so ist die Zahl der *techō*-Inhaber und damit die jener, die offiziell als Tagelöhner registriert sind, eine Dekade später auf die Hälfte, in den letzten Jahren bis auf rund 5.000 gefallen. Tagelöhner können wortgetreu je für den Tag anheuern, um die 90% in der Bauwirtschaft, aber auch längere Verträge, etwa für zehn Tage oder einen Monat, eingehen. Letztere garantieren eine kurzfristig stabile Einkunft, sollten jedoch die Arbeitsbedingungen mies sein, ist es schwerer, sich aus dem Arbeitsverhältnis ohne Verlust zu lösen. Arbeit für den Tag ist bei gesunden, fitten Arbeitern beliebter, respektive Angebote haben aber in der letzten Zeit spürbar abgenommen.

Klebt ein Tagelöhner eine Marke für jeden abgeleiteten Arbeitstag in sein Handbüchlein, hat er ab 26 Arbeitstagen in zwei Monaten Anspruch auf fast zwei Wochen Arbeitslosengeld (genau genommen auf 13 Tage; die Zahl der entschädigbaren Tage staffelt sich progressiv und reziprok zur Zahl der Versicherungsmarken). Die „Arbeitslose“ (*abure teate*) wird ebenfalls im Tagessatz ausbezahlt, in einer Höhe, die der (Preis)Kategorie der Marke entspricht, für die sich der somit Versicherte lohnadäquat entschieden hatte. Auf bis zu zwei Drittel des Tageslohnes kommt er aber meist. Kann der Arbeiter aufgrund von Flaute oder Krankheit oder Alter nicht genügend Arbeitsmarken sammeln, fällt auch diese Überbrückungshilfe flach.

Das Durchschnittsalter der registrierten Tagelöhner lag 1983 noch bei 46 Jahren, stieg zum Jahrtausende auf Mitte fünfzig und fiel 2005 leicht auf 53,8 Jahre. Viele Baustellenjobs sind körperlich anspruchsvoll, sprich: anstrengend, und bei offiziellen Anwerbungen wird offen diskriminiert und oft als Altersgrenze 55 Jahre angegeben. Die informellen – in einer legalen Grauzone täti-

gen – Arbeitsagenten (*ninpu-dashi*), die Arbeiter am Morgen vor dem Arbeitsamt – einem regelrechten Arbeitsstrich – ansprechen, um sie in ihren Minibussen an die Baustellen zu karren, taxieren skrupellos nach Alter und körperlicher Kondition: junge, kräftige Kulis machen das Rennen, alte Abgehalfterte bleiben auf der Strecke.

2003 galten (ich halte mich an die Schätzungsobergrenzen) noch um die 10.000 Leute in Kama als von Tagelöhnerarbeit lebend und per *techō* versichert. Diese Zahl hat sich bis dato rasant halbiert. 6.000 galten als „borderline“, also auf der Kippe zum endgültigen sozialen Absturz, zumeist ältere Arbeiter, die leichte Bauarbeit (z.B. Verkehrsregelung) machten, Zulieferer für Recycling-Firmen waren (Altwarensammler: Pappkartons, Aluminiumdosen, die per Kilo abgenommen werden) oder in einem Spezialprogramm für hochbetagte Arbeiter Dienst verrichteten. Über 2.200 haben sich für letzteres verzeichnen lassen; in Rotation kommen sie einmal die Woche an einen Straßenkehrerjob – entschieden zu wenig, um davon leben zu können. 5.000 Leute gelten als de-facto-Obdachlose, die Zahl deckt sich mit der der Sozialhilfeempfänger. Um die 1.000 nächtigen permanent in den Parks, unter Überführungen oder auf der Straße, die anderen kommen meist kurzfristig in von NPOs betriebenen Herbergen oder in als Wohnheime umgewidmeten Pensionen und anderen Notstandsunterkünften unter.

NPOs und NGOs haben sich in den letzten Jahren rege um das Los der alten Arbeiter gekümmert und z. B. durchgesetzt, dass die Billighotels (im Jargon: *doya*, von *yado*: „Unterkunft“) längerfristige „Zimmermieten“ (z. B. für einen Monat) akzeptieren, womit die Kunden um einen Meldezettel mit Adresse ansuchen können, der ihnen den Bezug von Sozialhilfe (*seikatsu hogo*) erlaubt. Diese können

sie teilweise für die Bezahlung des Zimmers verwenden, wodurch auch der Pensionsinhaber profitiert, da er eine permanente Klientel erhält. Bislang wurde das Übernachten in einer *doya* nicht als Adresse anerkannt – ohne diese gab es aber keine Fürsorge. Anfang der 1990er Jahre gab es noch rund 200 *doya*, von denen damals viele renoviert oder in „Business Hotels“ aufgemöbelt worden waren. Die offizielle gesetzliche Bezeichnung für Herbergen dieses Zuschnitts lautet *kan'i shukuhakujo*, die ursprünglich dazu konzipiert waren, auf kleinem Raum möglichst viele Gäste unterzubringen. Es gab früher Stockbetten und kasernenähnliche Massenquartiere, die bezeichnenderweise *kaikodana* hießen, also „Seidenraupengestelle“. Heute bieten fast alle *doya* Einzelzimmer mit Minimalkomfort (Kühlschrank, TV). In der Tat hat die Zahl der veritablen *doya* stark abgenommen und in den letzten Jahren sind über 70 von ihnen in Apartmenthäuser umgewidmet worden. Sie figurieren unter der Benennung *fukushi manshon* („Sozialwohnheim“) und bieten geschätzten 3.900 Sozialhilfeempfängern Unterkunft, von denen nicht wenige vormals obdachlos waren. Auch wenn durch den Zustrom junger Arbeitssuchender das Durchschnittsalter der Kama-Bewohner geringfügig gesunken ist: Kama ist ein riesiges Altersheim geworden, der Großteil der Arbeiter ist von Gebrechen und Gebrechen geplagt, von lebenslanger Schwerarbeit gezeichnet, von teils einseitiger Ernährung und wackerem Alkohol- und Tabakkonsum ramponiert.

Herr Inagaki hatte 1981 die Gewerkschaft Kamagōrō mitbegründet und ist seitdem ihr Boss. Tägliche Ausspeisungen, entschiedene Verbesserung in der medizinischen Betreuung und Beratung, die er ausgehandelt und durchgesetzt hatte und seine kämpferische, wohl auch streit-

bare Persönlichkeit haben ihm unter den Arbeitern Respekt und Autorität eingebracht. Auch hatte er gegen die Installation von Überwachungskameras prozessiert und erreicht, dass wenigstens eine von 18 (! für ein Viertel von 0,62 Quadratkilometern) – die vor seinem Büro – abmontiert werden musste. Inagakis Verdienste sind unbestritten.

Fünf Tage lang orchestrierte er den Aufstand der Tagelöhner, an dem sich allabendlich und bis in die frühen Morgenstunden um die 200 bis 300, auf dem Höhepunkt 400 Streikende beteiligten. Allerdings haben die anderen Gewerkschaften und NPOs keine Solidaritätserklärungen abgegeben. Die Revolte blieb weitgehend eine Sache von Inagaki und seinen Sympathisanten. Er hat durchaus nicht nur solche. Ich habe Arbeiter hinter mir maulen hören: „Inagaki wohnt in einem Eigenheim und fährt eine Luxuskarosse, was versteht der schon heute von uns, die wir die Maloche machen. Die Arbeit für die Gewerkschaft ist ihm nicht schlecht bekommen, möchte nur wissen, wohin deren Geld fließt.“ Auch sah ich Arbeiter sich vor Inagaki aufbauen und brüllen: „Jetzt reicht’s dann, du brauchst nicht die ganze Arbeiterschaft da hineinzuziehen, du kannst dich ja allein beschweren gehen! Wenn die Randalie so weitergeht, gibt’s nur noch weniger Arbeit!“ Natürlich wurden solche Opponenten sofort von den umstehenden Aktivisten niedergeschrien: „Bist du ein Handlanger der Bullen, oder was? Auf welcher Seite stehst du eigentlich? Polizeigewalt ist ein Problem, das uns alle angeht. Hau ab, wenn du nicht mitmachen willst!“

Und dann: am Abend des 18. Juni 2008, kaum hatte er sich mit seinem lautsprecherbewehrten Vehikel vor der „Festung“ postiert, um wieder eine Philippika gegen die Polizei und das Unrecht dieser Welt zu halten, wird Inagaki verhaftet. Fadenscheinigerweise wegen Verstoß gegen die

Straßenverkehrsordnung. Die mobile Einsatztruppe der Polizei geht diesen Abend nicht in Stellung. Der Protest hat keinen Dirigenten und keinen Fokus mehr und ist damit zu Ende.

Bei einem Sozialprotest dieser Art sind meist nur ein rundes Dutzend aktiv, die die *kidōtai* wiederholt provozieren, ihre Schilder niederdrücken, Schimpfkanonaden vom Stapel lassen, Büchsen, Pflastersteine, ja Fahrräder und improvisierte Molotow-Cocktails auf die Phalanx der Ordnungshüter schleudern. Am 14. Juni hatten sie selbst einen mit Pappkartons gefüllten Schiebewagen in die geschlossene Front der Polizei gerammt und diese aufgespaltet. Unter den besonders regen Akteuren waren auch etliche Cliques von Jugendlichen. Sie sammelten systematisch Wurfmaterial, leerten Getränkedosenmülleimer, schlepten Steinplatten heran, die sie auf den Boden schmetterten, um optimale Munition zu erhalten. Aber ich sah auch junge Leute, die aus reiner Schaulust nach Kama gekommen waren, sogar welche in der Uniform der Firmenangestellten: dunkler Anzug, weißes Hemd, die Krawatte hatten sie losgebunden, da diese nun wirklich nicht hierher passte. Teenager waren auch unter den Zaungästen. Und wir sind im Zeitalter des Mobiltelefons: nicht nur hörte ich sie, ihren Kameraden berichten, wo sie gerade waren und dass der Krawall echt geil sei, sie schossen auch unbeschwert Fotos. Das taten wiederum auch nicht wenige der – vor allem jüngeren – Tagelöhner. Das hat die Atmosphäre radikal verändert.

Vormals war Fotografieren im Tagelöhnerviertel tabu: viele wollen ihre Anonymität wahren und schon gar nicht beim Protestieren gegen die Polizei abgelichtet werden. Auch ich hatte eine Digitalkamera bei mir, die ich immer wieder zückte, aber auch wieder verbarg. Das Mobiltelefon hat diese Aktion aber sehr erleichtert. Überall wurden Fotos gemacht. Dennoch wurde ich von einem stämmigen Arbeiter von hinten angezischt: „He, Ausländer, wenn du da so viel herumfotografierst, wirst du noch umgelegt!“ Er war ein gutes Stück jünger als ich, weshalb ich ziemlich forsch reagierte: „Hör zu, ich kenne die Spielregeln hier. Wenn du streiten willst, geh’ woanders hin!“ Er trollte sich. Ein anderer älterer Tagelöhner machte mich entschieden freundlicher darauf aufmerksam, dass Vorsicht geboten sei, am Vortag sei ein junger Typ schwer vermöbelt worden, der allzu offen mit seiner Kamera herumhantiert hatte.

Auch ich wurde Zeuge einer solchen Szene, die aber nicht ausgeartet war: Ein schwarz gekleideter Mann in seinen Zwanzigern mit Kippe auf der Lippe – er wollte offensichtlich cool aussehen – und Kamera um den Hals, wurde angeschnauzt: „Bist du ein Schnüffler in Zivil oder was? Werden wir hier für euer Archiv abgelichtet oder wie? Deklarier’ dich!“ Die umstehenden Arbeiter wurden auf ihn aufmerksam und gingen grimmig auf ihn zu. Der Pseudo-Cooler wies die Anschuldigungen von sich und schlich sich eilends davon. Auch das war mir von früher bekannt: Leute, die nicht ins Viertel passen, geraten flugs unter den Verdacht, Polizeispitzel zu sein.

In einer Nebengasse hatten drei Jugendliche Müll und Sessel, die an einem Zaun gestanden hatten, in Brand gesetzt und unter den anfeuernden Rufen der Arbeiter ließen sie ihre vorsorglich bereitgestellten Geschosse auf die Polizeisturmtruppe herabprasseln. Diese bekam Verstärkung durch einen Wasserwerferwagen, der zum Brandlöschchen eingesetzt wurde. Die *kidōtai* marschierte in seinem Begleitschutz vor und dann geschah es: in einem urplötzlichen Ausfall stürmten Dutzende schwer bewehrte Polizisten vor und liefen einem fliehenden Jugendlichen nach, der schließlich eingeholt, umringt und abgeführt wurde. Alle Umstehenden blieben unbehelligt: es war klar, dass er im Visier gewesen war.

Bei solchen Aktionen sind die Gesetzeshüter keine solchen mehr und nicht zimperlich: stundenlang mussten sie den Geschosshagel ertragen, wenn sie ihre Schilder hochzogen, riefen die Schaulustigen:

„Auf die Beine zielen!“ und da traf sie die nächste Salve, viel Frust und Wut staute sich auch auf ihrer Seite auf, die meisten Beamten waren nicht aus der Gegend und hatten für das Los der Tagelöhner wenig Verständnis. Wenn sie endlich eines ihrer „Gegner“ habhaft wurden, wurde auf diesen gnadenlos eingepregelt, ich sah auch schon Trampeleien und Schilder auf wehrlos am Boden liegende Alkoholisierte niedergehen. Es ist ein Teufelskreis: Gewalt schürt Gegengewalt. Die Gesamtbilanz dieses Mal: 18 Verhaftungen, 18 verletzte Polizisten, die Verwundeten auf Tagelöhnerseite gehen in die Dutzende – eine entsprechende Zählung ging hingegen nicht durch die Presse.

Bei einer Tagelöhner-Randale ist meist die Polizei Objekt der Rage. Ihr Amtsgebäude wird umstellt und die aufmarschierende Bereitschaftspolizei attackiert. Das hat seine schlechten Gründe, die in den Alltagserfahrungen der Kama-Bewohner liegen. Die Polizei wird von ihnen als repressiv, diskriminierend und arrogant erfahren. Die Ordnungsmacht ihrerseits hegt einen Generalverdacht gegen die Tagelöhner, sieht in ihnen potentielle Kriminelle und licht- und arbeitsscheues Gesindel. Das Viertel gilt ihr wie der Allgemeinheit als „gefährlich“. Kama wird als guter Trainingsgrund für junge Polizeibeamte erachtet, die hier ein paar Jahre „an die Front“ geschickt werden. Entsprechend ruppig und jeden menschlichen Respekt vermissen lassend ist ihr Verhalten den Tagelöhnern gegenüber. Brutalitäten bei Verhaftungen und Einvernahmen sind usuell. Die Arbeiter erleben immer wieder Erniedrigungen und seien es nur die abschätzigen Blicke, die die Exekutive ihnen auf ihren täglichen und nächtlichen Patrouillen zuwirft. Das Ressentiment, das sich auf Tagelöhnerseite aufstaut, kann sich bei Aufständen trefflich entladen. Auch bei diesem Protest ging es in erster und konkreter Linie darum, eine humane und faire Behandlung einzufordern. „*Ningen atsukai sarete inai!*“: „Wir werden nicht wie Menschen behandelt!“ ist und war ein Slogan und Schlachtruf, der bei den *bōdō* stets erschallt(e).

Zweifelsfrei hat die Beteiligung Jugendlicher am Arbeiteraufstand zu einer gewissen Eskalation geführt. Und doch, im Gegensatz zu den *bōdō* 1990 und 1992 ermunterten die Tagelöhner ihre jungen spontanen Kumpanen, stachelten sie an, lobten sie für gute Würfe. Anfang der 1990er Jahre hatten sie eher unmutig reagiert und sich Einmischung in ihre Angelegenheiten verboten. Die Teenager kamen wohl aus der Umgebung, waren mit dem Viertel ver-

traut und sahen hier das Szenario einer Zukunft, in die sie selber blickten: Prekarität, Arbeitslosigkeit, Leben am Rande. Sie liehen den Tagelöhnern ihre Kraft und Energie, die diesen altersbedingt abhanden ging, und schleuderten an ihrer Stelle und für sie Wurfobjekte auf die ungeliebten Repräsentanten der Staatsgewalt.

Der Umbau der gesamten Arbeitswelt im Zuge einer erbarmungslosen neoliberalistischen Ideologie schaffte auch in Japan ein Klima, in dem sich alle bedroht fühlen. Ein Drittel der Arbeitsverhältnisse ist heute befristet und irregulär, Leiharbeit, Praktika, Kurzzeitverträge, Billignebenjobs oder schlicht Arbeitslosigkeit nehmen überhand. Ungeachtet dessen wird volle Leistung und totaler Einsatz gefordert. Wer's nicht schafft, ist selber schuld. Soziale Kälte macht sich breit. Der Tagelöhnerkrawall ist auch vor diesem Hintergrund zu begreifen: Krawalle brechen immer dann aus, wenn es im Gebälk des gesamten Systems kracht und sich ein größerer gesellschaftlicher Wandel abzeichnet, der als beängstigend empfunden wird.

Insgesamt ist der Protest auf einem Niveau geblieben, der die Polizei und Tagespresse zu ein wenig verharmlosender Sophistik verlockt und dazu veranlasst hat, nicht von einer *bōdō* zu sprechen, sondern von einer *sōdō*. Beide Worte decken sich bedeutungsmäßig weitgehend, nur die Größenordnung ist eine andere (*bōdō* gelten als „gewaltiger“ als *sōdō*). Geplänkel war es dennoch keines. Und gemessen an der Kama-Einwohnerzahl waren proportional ebenso viele Leute protestierend auf der Straße wie Anfang der 1990er Jahre. Aber meiner vorsichtigen Prognose wurde teilweise recht gegeben: *bōdō* wird's wohl keine mehr geben, hatte ich in meinem Buch *Japan nach Sonnenuntergang* gemutmaßt. Das allerdings will ich nach allem, was ich diesmal gesehen habe, nicht mehr unterschreiben. Wer weiß schon, wie sich Japan – und gewissermaßen als dessen Kondensat: Kamagasaki – in Zukunft entwickeln wird.

Weitere und genaue Daten in:

www.kamagasaki-forum.com

www.npokama.org

Wolfgang Herbert: *Japan nach Sonnenuntergang. Unter Gangstern, Illegalen und Tagelöhnern*. 2. Aufl. Berlin: Reimer 2004.

Eine Kurzfassung des Artikels erschien unter dem Titel „Feature II: Unruhe(n) im Tagelöhnerviertel Kamagasaki“ in: *OAG Notizen* 10 (2008), 45–54.